Blätter für den häuslichen Kreis

Objekttyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **34 (1912)**

Heft 3

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

De Schutzengel.

(Zürcher Mundart.)

Nachdruck verboten.

's hät Bätzyt glüütet scho im Dorf,
Am Himmel chunnt de Ma;[1])
Und d' Sternli folget — nei, wie g'schwind!
Eis chunnt dem andere nah.

In Hüüsere löschet's d' Liechter us,
Und stille wird's alsg'mach;
Nu öppe ruuschet's im-e Baum,
Es plauderet de Bach! —

Wo's „Zwölfi" schlat am Chillezyt
So flüügt dur's Dörfli dur
En Engel mit dem Palmezwyg
Grad vo der Chillemuur.

Er lueget, ob nüd neime-wo
E' böses Füürli bränn';
Kein arge Schelm und au kein Dieb
Schlychi um Schüür und Tänn'![2])

Ob alli chlyne Chinde-n-au
Y'bettet seigid rächt;
Ob 's bösi G'wüsse niemert plag,
Frau, Meischter oder Chnächt.

Dem Chrankne löscht er 's Fieber us,
Seit: Schlaf' jetzt, 's wird scho gah;
„Und bald bischt wieder g'sund und frisch,
De Herrgott will's so ha!" — — —

Z' undersch im Dorf, bim letzschte Huus,
De hät-er lenger a;
's lyt det sit vill-ne Jahre chrank
En arme, alte Ma.

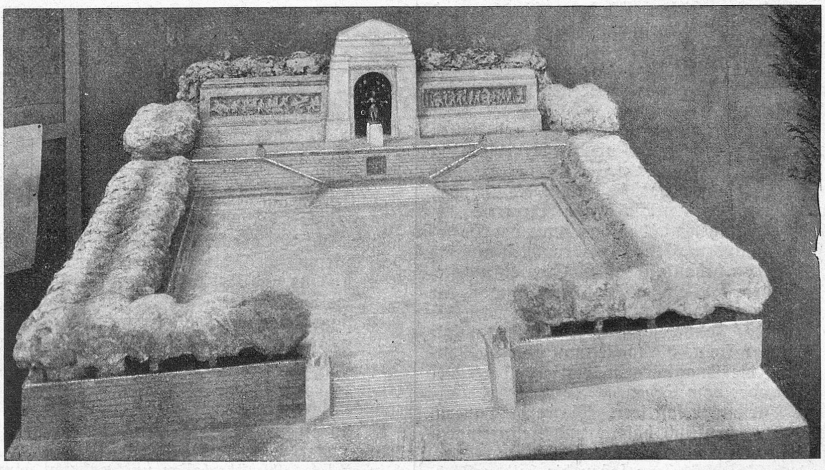
Der Engel seit: „Chum jetzt mit mir!
Du bischt in treuer Huet;
Es höret Schmerz und Lyde-n-uf,
Im Himmel häsch-es guet!"

Am Morge findet d' Nachberslüüt
Im Bett en stillne Ma;
De Pfarrer seit: „De Herrgott hät
Ihn zu de Syne gnah!"

Otto Thalmann, Zürich.

1) Mond.
2) Tenne = Futterraum in der Scheune.

Am 26. November hat das Initiativkomitee den bereinigten Entwurf des Denkmalprojektes definitiv genehmigt. Dieses Projekt kann wie folgt skizziert werden: Vor uns breitet sich ein prächtig angelegter Festplatz aus, der von Bäumen in Doppelreihen umgrenzt u. mit 22 Standbildern geschmückt ist. Im Hintergrunde desselben steigt eine mächtige Terrasse auf. Von dort grüßt und segnet uns die Gestalt der Freiheit. Hinter dem Bilde erhebt sich ein mächtiges, von edlen Linienzügen umspanntes Bauwerk. Korridore u. Nischen schmückt der Bildhauer mit Büsten oder Standbildern der besten Eidgenossen.



Das Nationaldenkmal in Schwyz. Die Gesamtansicht nach dem, vom Denkmal-Komitee genehmigten neuesten Entwurf Zimmermann. (Weitere Bilder siehe Seite 12).

Die Wunderdoktorin.

Roman von Lisa Wenger.

5 (Nachdruck verboten).

Tefil sah zu der Doktorin hinüber, ohne den Kopf zu drehen. Nur seine blauen Glaskugeln schob er in die Augenwinkel.

„Was schielst du?“ fragte sie.

„Ich dachte an unsere Apotheke von damals“, sagte der Bucklige stockend.

„Eine rechte Apothekerin wäre ich gerne geworden“, erwiderte Marie Zuberbühler, und über ihr Gesicht zog eine seltsame Weichheit. „Ja, wie vieles wäre ich gerne geworden!“ — — —

Sie schwieg eine Weile, dann zog sie langsam einen Brief aus der Tasche. Unschlüssig hielt sie ihn in der Hand.

„Tefil“, begann sie dann, „da schreibt mir der Uli, daß er heimkommen wolle für ein paar Tage. Er müsse eine besondere Angelegenheit ordnen und begehre dabei meinen Rat, nein, er sagt nur, daß er sich mit mir besprechen wolle. Was mag das sein?“

„Er wird heiraten wollen“, sagte Tefil trocken.

„Das glaube ich nicht. Er hat bei seinem letzten Besuch nichts derartiges gesagt, und auch die Mädchen wissen von keiner, die er lieber sähe als eine andere.“

„Das bindet ein junger Mann seiner Mutter nicht auf die Nase“, brummte Tefil.

„Ich kann mir nicht denken, um was es sich handeln soll“, fuhr die Doktorin beunruhigt fort. „Er schreibt, er habe um Urlaub gebeten. Das hat er noch nie getan, sondern immer seine Ferien abgewartet.“

„Du mußt Geduld haben. Du wirst es dann hören“, ermahnte der Bruder. „Hü, Lisi.“

Er berührte das Pferd sanft mit der Peitsche, und es setzte sich in einen gelinden Trab. Der Staub wirbelte tanzend auf hinter dem Wagen und legte sich unmerklich, aber dicht und dichter auf die Kleider der Fahrenden, die seiner jedoch nicht achteten.

Marie Zuberbühlers Gedanken waren bei ihrem Sohn, der ihr ganz besonders ans Herz gewachsen war, und der das geworden, was ihr zu werden nicht vergönnt gewesen.

IV.

In die sonnenbeschienene, getäferte Gaststube des Treuhofes fiel das Licht durch eine lange Reihe nebeneinander liegender kleiner Fenster mit weißen Mousselinvorhängen. — Schmale Holzbänke liefen den Wänden entlang und Teller voll dürrer Landjäger und „Bürli“ standen auf langen Tischen, wie es in der Gegend Sitte war. — An Audienztagen ging es recht lebhaft zu in dem sauberen, viereckigen Raum.

Die Patienten, die sich einen ganzen Nachmittag auf den Stühlen gelangweilt hatten, hielten sich dann schadlos und feierten den Besuch bei der Doktorin mit einem Glas ihres vorzüglichen Bieres, wenn's hoch herging, mit einem Liter des roten Schaffhausers, den sie ausschenkte.

Auch hier verstand Marie Zuberbühler ihr Geschäft und führte nur gute Speisen und Getränke.

Die Leute kamen daher auch von weit her und füllten jeden Abend die große Wirtsstube und oft das Nebenstüblein bis auf den letzten Platz. Dort hinein verirrte sich aber keiner in Nagelschuhen und Halbleinen, dort saßen nur die „feinen“ Leute aus den vielen umliegenden Villen und Kurorten.

Die aus Rheinburg kamen nicht in das Haus der Doktorin, auch wenn sie heimlich den „Erlöser“ gebrauchten und sich sogar schon von ihr hatten behandeln lassen. Dies einzugestehen war eben eine andere Sache, und Apotheker Amman, der in dem Städtchen die gewichtigste Stimme hatte, dressierte die Leute gut. Was unter der Hand geschah — je nun, das wußte ja niemand. Oeffentlich? Nein. Da lachte man über die Doktorin, da kannte jeder die Quacksalberin Marie Zuberbühler nur vom Hörensagen oder vom Sehen.

Heute war die Wirtsstube fast leer. Die derbe Bauernmagd, die hinter dem Schenktisch häkelte und Kellnerinnendienste versah, schlief beinahe ein.

Am Fenster des Hinterstübchens saßen die beiden Töchter der Doktorin. Sie lasen, stickten, nähten und plauderten. Wenn viel zu tun war, mußten sie in der Gaststube aushelfen, und nahmen sich dann in dem Dunst und Rauch der großen Stube aus wie zwei seltene Pflanzen in einem Küchengarten.

Margrit war groß, fast mager und hatte ein schmales, weißes Gesicht, dem keine Gemütsbewegung Farbe zu verleihen vermochte.

Sie hatte merkwürdig hellgraue Augen und dazu ganz schwarze Wimpern, Augenbrauen und Haare. Den Bauern gefiel sie nicht.

Von allen Freuden des Lebens erschien ihr das Lesen als die größte, und sie gab ihr ganzes Taschengeld für Bücher aus. Da sie aber niemand hatte, der ihren Geschmack leitete, so las sie seit Jahren bunt durcheinander, was ihr in die Hände fiel.

Dieses wahllose Lesen und Insichhineinstopfen wertloser geistiger Nahrung bestärkte sie in der ungesunden romantischen Art, die ihr eigen war. Sie sah daher Dinge, Menschen und Ereignisse nicht, wie sie waren, sondern wie sie sich einbildete, daß sie seien oder sie es wünschte.

Ganz anders die Schwester Susi. Sie war ein sonniges Geschöpf, das niemand ohne Freude ansehen konnte. So klein als rund, so blond als blauäugig, so rosig als hübsch. Wenn sie lachte, blitzte es über ihr ganzes Gesicht vor Freude und Sonnenschein.

Sie war harmlos und sorglos, wie Kinder und glücklich veranlagte Menschen es sind. Und ein Kind war sie geblieben trotz ihrer achtzehn Jahre. Sie wußte vom Leben nicht viel mehr, als daß es eine schöne Sache sei, daß es einmal angefangen habe und einmal später — in grauen Zeiten — aufhören werde.

Als fertige und wirkliche junge Fräulein waren die beiden Schwestern nach beendeter Ausbildung heimgekommen in ihrer Mutter Haus, das ein Haus der Arbeit und des Erwerbs war und zugleich ein Haus, dessen Besitzerin vonseiten der Hilfesuchenden abgöttisch verehrt, vonseiten der Gebildeten aber mit Achselzucken abgetan wurde.

Sie waren in ein Haus der Gegensätze geraten.

Margrit verstand ihre Mutter nicht. Der Doktorin Erwerbssinn, ihre Menschenkenntnis und Willensstärke, ihre Klugheit entsprachen des jungen Mädchens Begriffen von Tugend nicht, und ohne es sich bewußt zu sein, mißfiel ihr das Gewerbe ihrer Mutter. Sie wollte nichts von der Quelle wissen, aus der der Familie Wohlhabenheit stammte, obgleich diese selbst ihr nicht unangenehm war.

Daß sie nach dem Befehl der Doktorin in der Gaststube mithelfen sollte, war ihr eine tägliche Pein. Sie lehnte sich innerlich dagegen auf und kam sich vor wie eine verwunschene Prinzessin.

Susi, der sonnenfreudige Schmetterling, fand sich leichter in die Dinge, wie sie nun einmal waren. Nachdem sie verwundert ihre großen Augen aufgerissen und sich das Treiben im Hause angesehen hatte, paßte sie sich den Wünschen ihrer Mutter an. Wurde es ihr zu bunt mit dem Getriebe der Kranken und Elenden, so nahm sie ein Zeichenbuch und zeichnete irgendwo draußen nach der Natur. Dafür zeigte sie eine starke Begabung. Sie wäre am liebsten Malerin geworden; aber so hoch ihrer Mutter das Wissen stand, so fremd war ihr die Kunst. Sie war auf Susis Wunsch nicht eingegangen, und das junge Mädchen hatte sich leicht gefügt, denn sie war eine schmiegsame Natur und das Nachgeben fiel ihr leicht.

Marie Zuberbühler hatte einen Fehler begangen. Sie hatte nicht bedacht, daß die Mädchen durch das, was sie gelernt, und durch den Umgang mit Stadtkindern und deren Familien zu anspruchsvollen Kulturmenschen herangewachsen waren, deren Gefühl verletzt wurde durch das grobe, wenig schöne Leben in der Wirtsstube und das Kommen und Gehen der Hilfesuchenden, die mit ihren verbundenen Gliedern beständig Haus und Hof füllten.

Das war ein Gegensatz, der, trotzdem er in das Haus der Gegensätze paßte, doch zu schroff war.

Die Mädchen zogen sich von dem Wirtshausleben, dem Treiben der Doktorin, und wohl auch unbewußt von dieser selbst zurück. Nur im Krankenhaus waren sie gern tätig und machten da auch jeden Morgen und jeden Abend ihre Besuche.

Ein eigentliches Arbeitsfeld hatten sie aber nicht. Die Mutter war zu oft abwesend, um sie anleiten zu können. Sie blieben sich selbst überlassen und nahmen vom Tag, was er ihnen bot. —

„Du“, wandte sich Margrit an ihre zeichnende Schwester und sah dabei nicht von ihrem Buche auf, „nicht wahr, du

bleibst eine Stunde allein hier? Ich möchte mit Dr. Wezinger in den Wald gehen und ihm Blumen sammeln helfen für sein Herbarium." Susi lächelte.

„O je, das Herbarium! So dumm bin ich gar nicht! Du brauchst mir nichts vorzumachen. Aber ich begreife nicht, daß du immer mit dem gehen magst. Er sieht ganz grün aus und ist überhaupt ein unangenehmer Mensch." — Margrits ungewöhnlich helle Augen erweiterten sich.

„Es brauchen nicht alle Menschen rote Backen zu haben wie die Bauern", gab sie gereizt zurück.

„Meinetwegen", sagte Susi gleichgültig, „er kann schwarz sein oder weiß, wenn ich ihn nur nicht heiraten muß." Margrit verschmähte zu antworten. Sie sah in Wezinger einen Halbgott. Jeder Tadel erschien ihr als Entweihung.

„Ade, Kleines, in einer Stunde bin ich wieder da." Sie nahm ihre Arbeit und ihr Buch auf und ging. Susi erhob sich ebenfalls, um drüben im Spital nach den Kranken zu sehen.

Tefils blaue Schlitzäuglein hatten recht gesehen.

Dr. Wezinger hatte sich in Margrit verliebt. — Sie war hübsch, kleidete sich gut, und verehrte ihn schwärmerisch. Das hatte der Erfahrene bald bemerkt, und diese Erkenntnis schmeichelte ihm. Zudem wußte Dr. Wezinger besser als jeder andere, wie viel Marie Zuberbühler täglich einnahm. Er gewann Margrit durch sein tadelloses Aeußere, seine guten Manieren, seine höfliche Art mit ihr umzugehen, und durch den Nimbus, mit dem er sich selbst zu umgeben wußte. Daß das alles nur Purpurfetzen waren, mit denen er seine innere Blöße deckte, konnte sie ihrer Unerfahrenheit wegen nicht erkennen. —

So lau und schwächlich seine eigene Liebe war, so leidenschaftlich und eigensinnig hing Margrit an dem Mann, den sie mit allen Tugenden schmückte, die sie von einem Helden, wie sie sich ihn dachte, erwartete. — Da sie gemerkt, daß ihre Mutter wenig Achtung vor dem Assistenten hatte und die Ursache dieser Mißachtung nicht kannte, so entschädigte sie ihn durch rückhaltlose Bewunderung und zürnte der Mutter im stillen, daß sie dem geliebten Manne nicht Gerechtigkeit widerfahren ließ.

* * *

Langsam gingen die beiden jungen Leute über die Wiese voll gelber Blumen und langer, zarter Halme, dem nahen Walde zu. Ein Weg führte bald in das Innere des Gehölzes, dessen rotbraune, schlanke Tannen die Sonne abhielten, und nur ein paar schelmischen Strahlen erlaubten sie, zu ihren Füßen zu spielen und Käferchen und Ameisen für eine Weile zu blenden.

Das wandernde Paar sah nicht viel von der Herrlichkeit des Waldes und merkte nichts von seiner stillen, träumenden Poesie und seiner gewaltigen Größe. Sie ahnten nicht, was für Schätze er einem Menschenkind zu schenken hat, dem feine Ohren gegeben sind für das geheimnisvolle Leben darin, und scharfe Augen, das zu sehen, was nicht allen sichtbar ist.

So reich waren Margrit und Wezinger nicht. Sie kannten nur sich selbst, ihre Gegenwart und ihre Zukunft. Das junge Mädchen war glücklich, den Geliebten neben sich zu haben, lachte und plauderte, und sah von Zeit zu Zeit mit gläubigem Mitleid in Wezingers Gesicht, während er ihr seine Geschichte erzählte.

Er sprach von seinem „Leiden", von den unsäglichen Schmerzen, deren er nur durch Morphium Herr zu werden vermochte. Er sagte ihr, daß sie sein guter Engel sein müsse, der mit feurigem Schwert vor dem Eingang zur Versuchung stehen werde, kraft der Liebe, die sie ihm weihe, und die ihn adle und erhebe.

Er sprach dann von seiner Familie, die sich von ihm losgesagt und ihm alle Existenzmittel vorenthalte, so daß es für ihn keinen andern Ausweg gegeben habe, als die ausgeschriebene Stelle eines Assistenzarztes bei Frau Marie Zuberbühler anzunehmen. Er wies auf die schweren Jahre hin, die er in Amerika durchgemacht, sprach von dem Mißerfolg in seiner Praxis, von seiner Verzweiflung und der fortgesetzten Hartherzigkeit seiner Angehörigen, die wohl die Mittel ihm zu helfen reichlich gehabt, ihm aber den Rücken gewandt und an keine Besserung bei ihm glauben wollten, trotzdem er das Gegenteil täglich beweise.

Er war, während er erzählte, wirklich der Märtyrer, den Margrit in ihm sah. Er glaubte an das, was er sagte, und begeisterte sich an den mitleidig auf ihn gerichteten Augen des jungen Mädchens.

„Daß ich es hier aushalte, Margrit, verdanke ich dir, deiner Liebe und deinem Vertrauen zu mir", sagte er und legte den Arm um ihre schmale Schulter.

„Bist du denn so ungern hier?" fragte sie.

„Ja. Aber um deinetwillen wird mir dieser Ort zum Paradies, du, mein Schutzengel!" rief er und langsam röteten sich seine farblosen Wangen. „Glaube mir, es ist eine Pein für mich, im Dienste einer Frau zu stehen, deren Krankenbehandlung jeden Tag neu der Wissenschaft ins Gesicht schlägt. Es kostet mich eine tägliche Ueberwindung, eine stets neue Vergewaltigung meiner Ueberzeugung, schweigend zuzusehen, wo ich vor Aerger, Scham und Zorn lachen und weinen möchte." — — —

„Aber Alfons!"

„Ich, der meinte, ein Helfer der Armen zu werden", rief er leidenschaftlich, „der mir einbildete, daß bei deiner Mutter diejenigen eine Zuflucht fänden, die ärztliche Hilfe nicht bezahlen könnten, und darum die Wunderdoktorin aufsuchten. Und was bin ich? Der Strohmann deiner Mutter, der Deckmantel ihrer Unwissenheit."

„Nein", rief Margrit, „das darfst du nicht sagen, Alfons, sie ist meine Mutter."

„Verzeih', Liebste. Es galt nicht deiner Mutter, nur der Doktorin Marie Zuberbühler. Aber die Galle läuft mir über, wenn ich nur daran denke, wie sie mit ihrem Quacksalbertum das ganze Land beherrscht, während wir, die geprüften Mediziner, die rechtmäßigen Aerzte, an den Pfoten saugen können; oder ist es nicht so?"

„Alfons", lenkte Margrit ab, „Mutter ist reich. Sie wird dir helfen, eine neue Praxis zu gründen. Du sollst nicht länger dein bestes vergraben halten müssen. Und du brauchst sie nicht darum zu bitten, ich werde es tun."

„So will ich mich um deinetwillen überwinden und Hilfe von ihr annehmen, so schwer mir das auch fällt", sagte Dr. Wezinger und empfand ein ehrliches Gefühl der Dankbarkeit.

Es schien ihm, als wolle ihm eine Hilfe erwachsen seinem Laster gegenüber. Er nahm Margrits Hand in die seine und fing an, Pläne zu schmieden und Luftschlösser zu bauen.

Er machte nicht Halt vor Krankenhäusern und Asylen, die er gründen und den Armen unentgeltlich zur Verfügung stellen wollte, noch vor einem Weltruf, der den Namen des Arztes und Philantropen Wezinger über alle Länder tragen sollte. — — —

„Und wenn ich das alles erreicht haben werde, mit dir Margrit, dann werde ich stärker sein als die Wunderdoktorin die mich jetzt verachtet, dann wird vor meiner Wahrheit ihr Schein erblassen." — Seine grünliche Gesichtsfarbe hatte sich verloren, seine schweren Augenlider hoben sich, und die matten, glanzlosen Augen glühten im Feuer einer eingebildeten Tüchtigkeit.

Margrit ging schweigend neben ihm. Es schien ihr, als verdiene sie es nicht, von einem Manne wie Wezinger geliebt zu werden. Sie meinte, einer der Helden aus ihren Büchern neige sich zu ihr. Mochte kommen, was da wollte, sie stand zu ihm und hielt zu ihm, ihrer Mutter und der ganzen Welt gegenüber. —

Mitten in seinen glänzenden Zukunftsplänen vergaß Dr. Wezinger nicht, auf die Uhr zu sehen.

„Wir müssen heim", sagte er hastig. „Um 5 Uhr kommt deine Mutter zurück. Ich möchte nicht, daß sie uns zusammen sähe, ehe du mit ihr gesprochen."

Sie gingen auf dem nächsten Weg nach Hause. Margrit war still. Sie pflückte einen Löwenzahnstengel, blies die zarten Samen in alle vier Winde und sah ihnen nach, wie sie langsam wie winzige Luftschiffe dahinsegelten, über Blumen und Bäume hinweg, ihre befiederten Köpflein aufrecht tragend und sich wiegend mit vornehmer Ruhe.

„Ich wollte, wir könnten auch so davonfliegen", sagte sie halblaut. „Da kommt die Mutter", rief sie dann plötzlich.

Sie trafen mit der Mutter zusammen, eben als Marie Zuberbühler in den Hof einfuhr. Verlegen ging das Paar ihr entgegen, die unwillig die Brauen zusammenzog.

Marie Zuberbühler stieg vom Wagen und beachtete die Hand Wezingers nicht, die sich ihr helfend entgegenstreckte. Ein Knecht eilte herzu, und Susi sprang die Treppe der Gaststube hinunter, immer zwei Stufen auf einmal. Sie begrüßte Mutter und Schwester zugleich, für Dr. Wezinger hatte sie nur ein flüchtiges Nicken.

Es war ein großer Gegensatz, die Frau in dem glatten,

Vom Nationaldenkmal in Schwyz. Der Skulpturenschmuck, Morgarten- und Sempacherschlachtpartien darstellend.

fast bäuerischen Kleid, mit dem klugen Gesicht, das an die Holzschnitzereien des 16. Jahrhunderts gemahnte, und die eleganten, hübschen Mädchen mit den schlanken, arbeitsungewohnten Händen.

Die Doktorin reichte Susi den Deckelkorb. Er war leer. Der Knecht half Tefil das Pferd ausschirren, und Pix sprang unermüdlich an der Doktorin in die Höhe.

„Ich bin müde und durstig", sagte die erhitzte Frau und stieg die steinerne Treppe hinauf und ging durch die Wirtsstube in das Hinterzimmer. Dort ließ sie sich ein Glas schäumenden Bieres geben. Ihre Töchter saßen neben ihr.

Margrit, war schweigsam und in sich gekehrt, in einem starken Gefühl des Unbehagens vor den forschenden Augen der Mutter, die sich vorgenommen hatte, mit ihr in den allernächsten Tagen zu reden.

Marie Zuberbühler fragte die Töchter nach allem, was in Haus und Hof gegangen, und nach dem, was sie getrieben. Dann teilte sie ihnen mit, daß Uli heimkommen werde.

„Uli?" riefen Margrit und Susi zugleich. „Warum?" — „Ich weiß es nicht", sagte die Doktorin. „Es ist mir fast unheimlich."

„Die Mutter hat Ahnungen", lachte Susi. „Das paßt schlecht zu der Frau Marie Zuberbühler. — Er hat vielleicht einen Schatz und möchte heiraten."

„Genau dasselbe meinte Tefil", sagte die Mutter, „aber das glaube ich nicht. Uli hat keine Zeit, um sich zu verlieben." Die Mädchen lachten und Susi zuckte die Achseln.

„O je, keine Zeit! Das geht schnell, wenn es einmal anfängt."

„Du wirst viel davon wissen, du achtzehnjähriger Spatz", lachte die Doktorin. Sie hatte sich erholt und erhob sich, um ins Haus zu gehen und mit Dr. Wezinger verschiedenes zu besprechen.

Während sie nach den eingegangenen Briefschaften fragte, zog sie ihre weiße Latzschürze über ihr Kleid und warf dabei forschende Blicke auf ihren Assistenten, der durch den Spaziergang im Wald besser und natürlicher aussah als gewöhnlich.

Nachdem das Geschäftliche erledigt war, ging sie langsam die Treppe hinunter. — Sie durchschritt den Hof und betrat den ausgedehnten Gemüsegarten, der hinter dem Wohnhaus lag und über dem der unbeschreiblich wohlige Duft aller Bauerngärten lagerte. Ganze Büsche altmodischer Blumen blühten da, hochstengelige Löwenmäulchen, Goldlack und Garben von Reseden, die sich in breiten Wellen über die Buchseinfassung ergossen.

An der Hauswand wuchs ein alter, ehrwürdiger Birnbaum in die Höhe. Darunter stand eine Bank, auf der sich Marie Zuberbühler gerne ausruhte und nie genug der Sonne bekam, ebenso wie Pix, der es sich neben seiner Herrin wohl sein ließ.

Langsam ging die Doktorin den Beeten entlang, bückte sich da und dort, um ein Unkraut auszureißen, entfernte eine verblühte Rose, hob eine Schnecke vom Salat, der in langen Reihen dickgeschwellt stand, und pflückte zuletzt ein paar Hände voll Blumen für ihre Kranken.

Dann setzte sie sich auf die grüne Bank und horchte auf das Sommergeräusch, das sie so sehr liebte, und freute sich an dem bunten, auf der Erde kriechenden Portulak, den sie alle Jahre selber säte, da niemand sonst sorgfältig genug war, die winzigen Sämlein und nachher die kleinen, rotbraunen Pflänzchen richtig zu behandeln. — Aber nun krochen sie in ihrer leuchtenden Demut in allen Farben der Hauswand entlang.

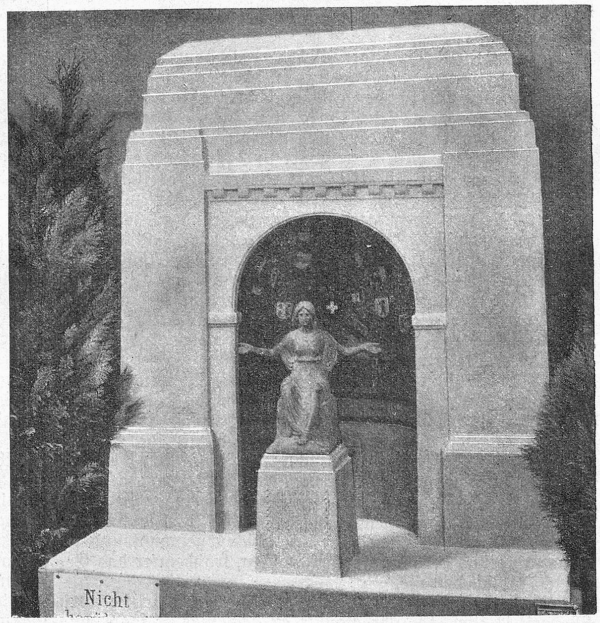
Zu all der erfreulichen Gartenherrlichkeit fügte die Doktorin noch den Genuß einer Prise und ging dann in ihr Krankenhaus, um ihren abendlichen Rundgang zu machen.

Als die Angestellten des Spitals der Doktorin Schritt im Hausflur hörten, strafften sie sich. Wer saß, stand auf. Wer eine Arbeit getan, überzeugte sich, daß sie gut geraten. Wer sich eines Fehlers bewußt war, versuchte ihn rasch zu ändern oder zu vertuschen, denn niemand ließ sich gern von ihr tadeln.

Sie ging vom Keller in die Küche, von da in die Vorratskammer, in die Wäschestube und in alle andern Räume, in denen ihre Bediensteten zu arbeiten hatten. Darauf machte sie bei ihren Kranken die Runde.

Wo sie eintrat, glänzten die Augen, streckten sich ihr die Hände entgegen, lächelten die blassen Lippen, oder rief man ihr ein Willkommen zu, das ihr zeigte, wie sehr sie Herrin war in ihrem Reich.

(Fortsetzung folgt.)



Vom Nationaldenkmal in Schwyz. Das Detail der Ruhmeshalle, siehe Mittelpartie des Titelbildes vorne.

Bilder vom italienisch-türkischen Krieg.

Araber, welche wegen Verheimlichung von türkischen Waffen gefangen genommen wurden.

Transport eines vor dem Feinde gefallenen italienischen Offiziers.

In Sidi Messri: Feldartillerie in Stellung.

Die Schwestern.

Novelle von S. Halm.

(Nachdruck verboten.)

Doktor Stellings Töchter waren, wie man so sagt, ein paar nette Mädel. Besonders Ilona oder Ila, wie man sie der Kürze halber rief, gewann die Herzen der männlichen Jugend im Sturm, und auch die älteren Herren konnten dem kecken Ding mit dem brünetten Gesicht, dem krausen Gelock, den etwas geschlitzten, leicht schielenden Augen nicht widerstehen. Ila Stelling hatte entschieden vor ihrer älteren Schwester Wilma den Vorteil eines übersprudelnden Temperaments voraus, obwohl einige, speziell die Damen, Wilma für die Bessere, Aufrichtigere erklärten. In Wilma's stillen, großen Augen lag Herzensgüte; ihre etwas gemessene Art erweckte Vertrauen. Sie war groß, schlank, während Ila klein und schmächtig, fast den Eindruck eines Kindes machte.

Und sie war wirklich noch ein rechtes Kind, wenigstens ein Kindskopf, der gewohnt war, sich mit all seinen Kaprizen und Einfällen durchzusetzen, die Menschen am Gängelband zu leiten — vom Herrn Papa herab bis zum jüngsten Primaner, der ihr den Hof machte. Böse konnte ihr keiner sein; ihr Mutterwitz entwaffnete; ihre südländische Lebhaftigkeit riß hin. So gab es nur wenige, denen die ältere Schwester besser gefiel als die quecksilberige Kleine.

Zu ihnen gehörte Doktor Gisbert Reimers. Dem sinnigen, in sich gekehrten Wesen des jungen Privatdozenten sagte die allzu bewegliche Art Ila's wenig zu. Wilma's stille, bescheidene Natur dagegen wirkte auf ihn wohltuend — sympathisch, und bald war es offenes Geheimnis, daß Doktor Stellings Aelteste die heimliche Braut des jungen Arztes sei. Das junge Paar wartete nur Reimers feste Anstellung ab, um die er sich am städtischen Krankenhause, wie man wußte, mit Aussicht bewarb, um zu heiraten.

Die stille Wilma sprach nicht viel von ihrem Glück. Sie hatte keine Freundinnen, denen sie sich anvertraute. Als Leiterin des väterlichen Hauswesens blieb ihr zu Jugendfreundschaften keine Zeit und der Schwester gegenüber fühlte sie sich zu wenig wesensverwandt, um ihr von ihrem stillen Glück zu sprechen. Das Brautpaar sah sich auch wenig genug. — Gewöhnlich nur des Sonntags nahm sich der junge Doktor soviel freie Zeit, zu Stellings hinaus in die Villenvorstadt zu fahren, um mit seiner Braut stille Stunden des Glücks zu genießen. — — —

Ila störte sie dann zumeist nicht. Die war stets irgendwo gebeten oder lief Schlittschuh; als neuesten Sport betrieb sie den Rollschuhlauf. Doktor Reimers schüttelte zu der neuesten Marotte nur seinen Kopf. Er verstand die kleine Schwägerin und ihr flatterhaft-genußsüchtiges Wesen so gar nicht. — Gottlob war seine Wilma aus anderem Holz. — Die saß am liebsten zu Hause und pflegte ihre Blumen, liebte gute Musik und ernste Bücher, hielt sich fern vom nervenzerrüttenden Gesellschaftsleben.

Zwar ganz auszuweichen vermochte auch sie den gesellschaftlichen Pflichten nicht, — ja, sogar Gisbert wurde wider Willen mit hinein gezogen in die kleinen Sorgen und großen Aufregungen, die mit ihnen verbunden waren.

Stellings mußten sich doch für die vielen Einladungen revanchieren, denen wenigstens doch Ila und ihr Vater nachgekommen waren. — Das sollte nun in Gestalt eines Hausballes geschehen. Gisbert schüttelte anfangs nicht wenig den Kopf; dann aber nahm er doch teil an den häuslichen Beratungen. Schließlich fühlte er sich bereits zur Familie gehörig, und als der große Tag da war, ertappte er sich auf ein ganz klein wenig Neugier. — Wie würde Wilma aussehen? Er hatte sie noch nie im Ballstaat gesehen.

Als er bei Stellings eintraf, kam ihm die Braut bereits in Toilette entgegen. Mit einem Blick sah er, daß sie keinen guten Tag hatte. — Die gekünstelte Frisur machte sie fremd, und blaß-blau stand ihr schlecht. Im schlichten Haus- oder Straßenkleid gefiel sie ihm viel besser. Während er auf ihre Frage, ob sie ihm gefalle, nach schonenden Worten für seine ehrliche Enttäuschung suchte, wirbelte schon eine rosa Tüllwolke ins Zimmer und zwei sündhafte Augen blitzten ihn an.

„Nun, Herr Schwager in spe — bitte um dero hochmaßgebende Kritik. Na?"

Gisbert aber stand und starrte auf das zierliche, übermütige Persönchen und fand kein Wort.

War das derselbe naseweise Fratz, den er nie recht für voll genommen? Dieses rassige, rosige Geschöpf mit lachenden phosphoreszierenden Augen, mit bebenden roten Lippen, mit schmalen, aber wohlgeformten Schultern, von jenem eigenen gelblichen Teint, der die südländische Mutter verriet, — war das die alte Ila?!

Gisbert sah zu seiner Braut hinüber, und es ärgerte ihn plötzlich, daß sie so teilnahmslos und blaß dastand. — Mein Gott, hatte sie denn gar kein Interesse daran, sich für ihn schön zu machen?! — — —

Wilma sah wirklich wenig vorteilhaft aus. Ihre Nase schien ihm heute größer als sonst, ihre Haltung schlecht, der gleichgültige Ausdruck ihres Gesichts wirkte langweilend.

Und während des Festes erlauschte er manches Urteil, das ihm recht gab.

Ila war die Heldin des Abends. Gisbert tanzte nicht. — Und da es Wilma mit ihren hausfraulichen Pflichten ernst nahm, fand er Zeit genug, zu beobachten. Er tat das so ausgiebig, daß sich bald ein paar Klatschbasen als Neuigkeit erzählten, Doktor Reimers kümmere sich gar nicht um seine Braut, fräße Ila aber sozusagen mit den Augen. —

Ila war kokett — entschieden kokett — ja — aber die Koketterie stand ihr — ihr Vorwitz wirkte nicht abstoßend; ihre Lustigkeit hatte etwas Faszinierendes, und dann — diese Augen. Wie hatte er sie nur je häßlich finden können? Gerade die leise Neigung zum Schielen gab diesen Augen etwas so Eigenes — Berückendes. Es waren Augen, die einen Mann um den Verstand bringen konnten.

Soweit war Gisbert gerade mit seinem Urteil über Ila gekommen, als sie plötzlich vor ihm stand.

„Nun, Herr Schwager — Sie tanzen nicht? Wirklich nicht? Aber nicht wahr, mit mir machen Sie doch eine Ausnahme? Bitte, bitte — es ist nämlich Damenwahl, und ich habe mir in den Kopf gesetzt, gerade mit Ihnen zu tanzen."

Mit erhobenen Händen bettelnd, stand sie vor ihm, und ihre braunen Schelmenaugen flehten, als ob ihr Seelenheil davon abhinge.

Sonderbar, wie dem ernsten Manne unter diesen Mädchenaugen warm wurde.

„Hexe!" — — —

Er erschrak; hatte er wirklich laut gedacht? — Es mußte wohl so sein. Ilas übermütiges Lachen war die Quittung darauf. Und schon fühlte er den schlanken Mädchenarm in dem seinen, fühlte er sich in die Reihe der Tanzenden dirigiert. Er war wie willenlos. Wie durch einen Schleier meinte er für einen Augenblick die großen fragenden Augen der Braut zu erkennen; aber schon stürzte er sich in die tanzende Woge.

Er war ein guter Tänzer, trotz der wenigen Uebung. Ila sagte es ihm mit einem Ton überraschter Bewunderung. Wie im Traum hörte er so noch ihr wisperndes Stimmchen, — ein Traum war's sicher — alles. — Daß er, der ernste Mann, hier herumwirbelte, daß er ein junges, glühendes Geschöpf fester und fester an sich preßte und nimmer losließ bis zum letzten Takt, daß er plötzlich — er wußte nicht wie — sich mit Ila allein in der großen, einem Wintergarten ähnlichen Veranda unter der großen gelbrosa Ampel stand und hochatmend in die schwarz-braunen Glutaugen schaute — schaute — schaute, — ja wie lange?

„Gisbert!" — — — —

„Ila!" — — — —

War's noch ein Traum? — nein, er fühlte den warmen Mädchenkörper an dem seinen, er sog sich fest, durstig, gierig, an den roten, lachenden Lippen — er —.

„Gisbert!"

Seine Arme lockerten sich jäh. — Die rosa Wolke entglitt — vor ihm stand, blaß, hochaufgerichtet — seine Braut.

Wie taumelnd griff er nach einer Stuhllehne. Was war mit ihm geschehen?

„Schuft, der du bist!" schrie es in ihm. Da weckte ihn ein girrendes Lachen von der Tür her.

„Wilma — Schatz, nimm's nicht tragisch. Ich wollte nur mal probieren — ob dein Herr Bräutigam nicht auch mal höhere Temperaturen verträgt. Wenn du gescheit bist, läßt du dir raten und gibst deinen Gletscherjungfrauenstandpunkt auf, hörst du?" — und fort war der rosa Spuck.

„Wilma!" Seine Stimme zitterte in Scham, Empörung über sich und Ila.

„Kannst du mir vergeben, Wilma?"

Die lächelte müde.

„Vergeben — vielleicht — ich muß wohl. Sie ist ja aller Welt Liebling und hat auch dich in ihren Bann gezogen; aber ob ich vergessen kann — ist eine andere Frage, und darum, Gisbert — so schwer es mir wird — ist es besser — es ist alles aus zwischen uns."

„Wilma!" — Er schrie nicht auf, wie sie leise gehofft, er murmelte es dumpf, beschämt.

Da wußte sie, daß er sie nie, nimmer lieben, die andere nie vergessen würde. Und still, wortlos, mit gesenktem Kopf ging sie davon, Gisbert sich selbst überlassend.

Wenige Minuten später verließ Doktor Reimers das Haus, das für ihn ein verlorenes Glück in doppelter Gestalt barg, vielleicht ein echtes, vielleicht ein trügerisches und doch — noch brannten seine Lippen von Ilas Küssen. — Gewiß, er würde sie immer verachten — die Hexe — aber vergessen? — wohl nie. — — —

Das wiedererstandene Volkslied.

(Nachdruck verboten.)

„Wer an Sonntagnachmittagen im Frühling, Sommer oder Herbst schon in die nahen Juradörfer und auf die Höhen im Kreise Kirchberg bei Aarau gewandert ist, wird auf dem Hin- und Herwege wohl auch jenen Mädchenscharen begegnet sein, die Arm in Arm, auf ein oder zwei Glieder formiert, in langsamem rhythmischen Frontmarsch die Straße ziehend, harmonisch frisch ihre einfachen Volkslieder sangen, so tief und innig, so urkräftig und wahr, wie's nimmer in den Städten möglich ist, auch nicht in Kreisen der gepriesensten Kunst. — Hadre man nicht mit mir. Was da auf offener Straße wandelte, sang, jodelte und jauchzte auf dem von der Natur geschaffenen Resonanzboden des welligen Geländes, wenn das Echo mit leichten Schwingen sich fortpflanzend an den Jurahängen herumkletterte, das ganze Landschaftsbild ergänzend und abtönend: das Zusammenwirken von allem dem habe ich immer als unverfälschte, echte Volks- und Heimatpoesie empfunden, die in ihrer schmucklosen Natürlichkeit und gemütlichen Tiefe so wunderbar anzog und ungesucht und unbewußt so gewaltig zu predigen und zu ergreifen vermochte."

So schreibt Sigmund Grolimund in Aarau im Vorwort seiner prächtigen Sammlung von „Volkslieder aus dem Kanton Aargau". Mit Freude und Begeisterung hat er sich, nachdem er schon im Jahre 1910 eine kleinere Sammlung von Volksliedern aus dem Kanton Solothurn herausgegeben hatte (Preis 3 Fr.; im selben Verlage), auch an diese große Aufgabe gewagt und ein Werk zustande gebracht, das in Texten und Melodien mustergültig genannt werden muß. Auf 280 Seiten enthält es 272 verschiedene Volkslieder und bildet so die umfangreichste, bestehende schweizerische Volksliedersammlung. (Wir werden mit Erlaubnis des Verfassers uns passende Liedertexte von Zeit zu Zeit daraus zitieren. D. Red.)

Woher hat Grolimund alle diese Lieder? Gewissenhaft hat er in den Bemerkungen zu jedem Liede die Herkunft der Texte und ihrer Melodien verzeichnet. — Da finden wir die Rößliwirtin in Erlinsbach, einen Badwirt, Schlossermeister, einen „alt Polizeidiener", Maurer, Jäger, Weibel, alte Männer von 80 und 90 und mehr Jahren, die ihm die Lieder vorsangen, so wie sie es in ihrer Jugend gelernt hatten und die so auch mithelfen wollten, das schöne, alte Volkslied im Volksmunde wieder aufleben zu lassen und die oft häßlichen neuen Couplets zu verdrängen. Neben Liebesliedern aus neuerer Zeit enthält die Sammlung deshalb vor allem auch solche, die aus dem 18. Jahrhundert stammen und Balladen, die weit ins 16. und 17. Jahrhundert hinaufreichen, und sie repräsentiert so ein bedeutungsvolles Denkmal schweizerischer Kultur.

Hanns Bächtold, Basel.

Hauswirtschaftliches.

(Nachdruck verboten.)

Ein billiges, kaltes Fischgericht

ist Heringssalat. Wer den Geschmack scheut, dem genügen drei Heringe für fünf Personen. Man siedet Kartoffeln wie zu gewöhnlichem Kartoffelsalat, schneidet sie jedoch dazu besonders fein. Die Heringe legt man vorher mindestens zwei Stunden in Milch ein, was ihnen viel von der Schärfe nimmt. Hierauf putzt man sie sorgfältig; es darf kein Grätchen mehr dazwischen sein und wer sie noch milder haben will, verreibt sie zu kleinen Fetzchen mit einem hartgekochten Eidotter zusammen. Nun werden die Heringe samt ebensoviel eingemachten Randen (feingeschnitten) unter die Kartoffeln gemischt und angemacht, wie ein recht guter Kartoffelsalat, d. h. mit Salz, Pfeffer, feingeschnittener Zwiebel, Oel, Essig und 4 bis 5 Eßlöffeln voll recht guter roher Milch. Beim Oel darf nicht gespart werden, weder an Qualität noch Quantität. Noch besser wird der Salat, wenn etwas feingeschnittene Bratenreste dazwischen kommen. Wer ihn feiner haben will, garniert mit hartgekochten, gehackten Eiern und Cornichons, gelbes und weißes vom Ei getrennt; man macht abwechselnd noch mit Randen davon kleine, gleichmäßig abgeteilte Felder auf dem flachgestrichenen Salat. Jede Hausfrau wird damit Ehre einlegen bei Gästen; er schmeckt aber genau so gut nur einfach als billiges Nachtessen mit Tee und Brot.

* * *

Kuhfleisch-Verwertung.

Da es wesentlich billiger ist als anderes Fleisch, wird manche Hausmutter ein gutes Rezept begrüßen. Man macht davon am besten sogenannte deutsche Beefsteaks. Man läßt sich das Fleisch, ein mageres Stück muß es sein, vom Metzger zerhacken, nebst ein Drittel fetten geräuchertem Speck. Es wird nun mit Salz, Pfeffer, reichlich Grünem und Zwiebeln, beides fein gehackt, gut durcheinander gemischt, formt größere Beefsteaks daraus, die man in Brosamen oder Paniermehl wendet und in reichlich Fett auf flottem Feuer brät. (Ja nicht lange, sonst werden sie trocken.) Man kann dazu auch zur Hälfte Pferdefleisch verwenden, braucht aber alsdann etwas mehr Speck und Zwiebeln, darf auch stärker würzen, denn Pferdefleisch ist fad. Wenn die Mischung sorgfältig gemacht ist, wird ganz gewiß niemand finden, daß die Beefsteaks anders schmecken, als wenn man das Doppelte dafür bezahlt hat. —

* * *

Um Pferdefleisch zu beizen,

wonach es alsdann genau schmeckt wie anderer Sauerbraten, kocht man recht scharfen Essig 4 bis 6 Minuten mit Zwiebeln, Lorbeerblättern, einigen Gewürznelken und Pfefferkörnern und gießt die Mischung kochend über das gut eingesalzene und stark gepfefferte Fleisch. Man tut gut, 24 Stunden später den sich bildenden Saft mit Zusatz von etwas frischem Essig nochmals kochend über das Fleisch zu gießen, läßt dieses 8 Tage mindestens in der Beize liegen, wendet es jedoch jeden Tag. Zum Braten wird eine recht schöne dunkle Einbrenne gemacht, die man mit frischem Essig ablöscht, da gewöhnlich die vorhandene Beize zu fade wird, als daß man davon zur Sauce verwenden könnte. Man vergesse auch nicht, einen Teelöffel Zucker stark zu brennen und unter die Sauce zu rühren, sie wird dadurch kräftiger und schöner. Wenn das Fleisch gar ist, muß die Sauce dicklich sein. Man wird das Fleisch, so zubereitet, immer für Rindfleisch halten.

* * *

Verwendung von Fettgrieben.

In diesen Zeiten der teuren Lebensmittel ist die Hausfrau froh, alles auszunützen. Aus Fettgrieben, wenn sie noch frisch sind, kann man sehr gute „Wähen" machen. Auf ein rundes Blech, für gewöhnliches Bratofenformat, rechnet man 150 Gramm Mehl, 1 kleines Ei, 1 Teelöffel Salz und 1 Untertasse Fettgrieben. Sind dieselben noch warm, dann ist nur eine Kleinigkeit Milch nötig zum Anfeuchten, sonst etwas mehr, denn der Teig muß sich nach tüchtigem Kneten leicht auswallen lassen. Saure Milch zum Anfeuchten des Mehles eignet sich am besten. Dieser Teig muß in guter Mittelhitze schön lichtbraun gebacken werden und schmeckt warm, z. B. zum Kaffee, genau wie recht gute Kümmiwähe. — Von dem Fettgriebengeschmack, den viele nicht mögen, merkt man gar nichts mehr.

Gedankensplitter.

Das höchste Gut auf dieser Welt
Ist Frohsinn, nicht das schnöde Geld.

Erschienen in Basel 1911 und zu haben bei der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Augustinergasse Nr. 8 in Basel. Preis Fr. 6.20.

Für unsere Frauen

Ueber die Herstellung der Strickjacken.

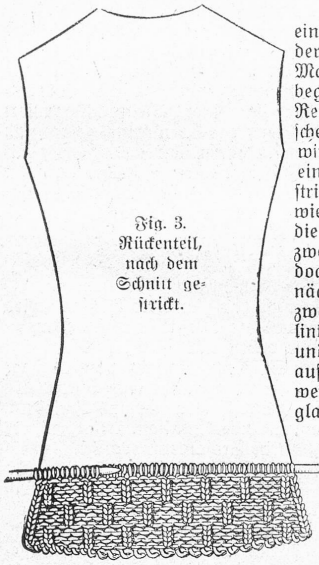


Fig. 3. Rückenteil, nach dem Schnitt gestrickt.

Unser erstes Muster ist ein schmaler Längsstreifen, der mit einer Reihe glatter Maschen abwechselt. Man beginnt mit einer glatten Reihe rechts gestrickter Maschen. Die zweite Reihe wird eine links, zwei rechts, eine links, zwei rechts gestrickt, die dritte Reihe wird wieder ganz glatt gestrickt, die nächste wieder wie die zweite Reihe u. s. f. Dies ist doch gewiß einfach. Das nächste Muster wird mit zwei links, zwei rechts, zwei links, zwei rechts begonnen und setzt sich mit drei Reihen auf gleiche Weise fort, dann werden drei Reihen ganz glatt gestrickt. Hierauf wiederholt sich das Muster, wobei man natürlich darauf achten muß, daß das neue Muster genau über dem vorhergehenden steht. — Bei dem dritten Muster (Fig. 3), das bei der dargestellten Jacke angewendet wurde, strickt man fünf Maschen rechts und eine links, fünf rechts, eine links. Die zweite Reihe wird genau umgekehrt gestrickt, fünf links, eine rechts, fünf links, eine rechts. Nach vier Reihen wird das Muster versetzt, d. h., man strickt die mittlere der fünf rechten Maschen links und umgekehrt bei der darauffolgenden Reihe die mittlere der fünf Maschen rechts. Natürlich ist bei der Beschreibung aller dieser Muster angenommen worden, daß die Arbeit hin und her gestrickt wird wie jeder flachliegende Teil, so daß das, was bei der ersten Reihe rechte Seite ist, bei der zweiten linke Seite wird. Ferner sei auch noch bemerkt, daß die Arbeit mit langen Holznadeln und entsprechend starker Wolle ausgeführt wird. Die Jacken werden besonders schön und standhaft, wenn man dazu eine weniger starke Wolle nimmt, diese aber in doppelter Lage. Man wickle sie hierbei nicht etwa doppelt auf einen Knäuel, sondern man stricke vielmehr von zwei Knäueln zu gleicher Zeit, weil sich sich sonst leicht Schlingen bilden. Wir kommen nun zur Ausführung der einzelnen Jackenteile mit Hilfe eines Schnittmusters und beginnen mit dem Rücken. Man strickt immer von unten nach oben und schlägt also nur eine Reihe Maschen auf, aber ja noch nicht die volle Breite des Rückens, sondern zunächst nur die Hälfte. Diese volle Breite muß erst nach und nach verreiht werden. Dies ist deshalb notwendig, weil man sonst nicht die abgerundete Kante der Jacke erzielen würde. Man würde vielmehr einen ganz geraden Rücken- und ebenso einen ganz geraden Vorderteil erhalten, und beide Teile zusammengenäht ergeben dann an der Seite die häßliche Ecke, wie sie Figur 5 darstellt. — Um am Rücken vom ersten Aufschlag an bis zur vollen Breite zu gelangen, braucht man vier bis fünf Nadeln, während am Vorderteile zehn bis zwölf Nadeln dazu erforderlich sind. Soll die vordere Längskante der Jacke einen glatten Rand erhalten, so wird dieser gleich von Anfang an mitgestrickt, indem man die ersten zwölf bis vierzehn Maschen nicht mit Muster, sondern einfach glatt strickt. — Bei der zurückgehenden Nadel sind es natürlich die letzten zwölf bis vierzehn Maschen. — Um eine schöne glatte Maschenreihe zu erreichen, wie sie Figur 6 darstellt, muß man die letzte Masche auf der Nadel nicht abstricken, sondern abheben, wobei man den Faden vor die Nadel legt, als wenn man die Masche links stricken wollte (siehe Fig. 7). Beim Wenden wird dann die erste Masche wie üblich gestrickt (siehe Figur 6). Den gleichen Effekt erreicht man, wenn man die letzte Masche abstrickt und die erste abhebt, wobei man wieder den Faden vor der Masche liegen läßt. Falsch ist es nur, wenn man beide Maschen strickt oder beim Abheben den Faden von außen um die Masche legt. — Will man nun die Form des Schnittes erreichen, so muß man beim Rücken beidseitig, beim Vorderteil dagegen nur an einer Seite durch Abnehmen und Zunehmen dem einzelnen Teil die Form geben, die der Schnitt verlangt, wozu man von Zeit zu Zeit die Arbeit auf den Schnitt legt. — Um bei der Kontrolle die Arbeit möglichst glatt legen zu können, empfiehlt es sich immer, die eine Nadel halb abzustricken, damit die Maschen auf 2 Nadeln verteilt sind. (Schluß folgt.)

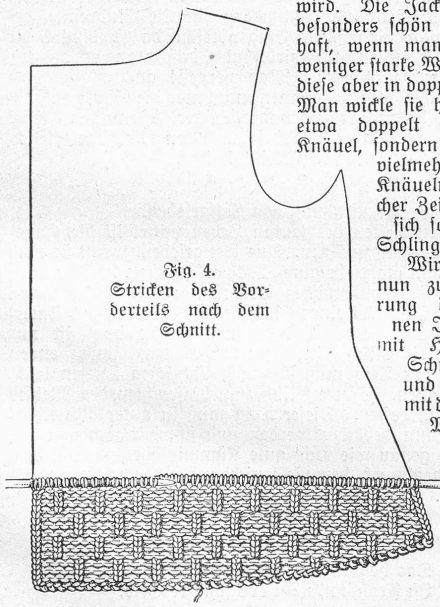


Fig. 4. Stricken des Vorderteils nach dem Schnitt.

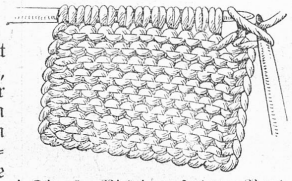


Fig. 6. Richtig gestrickter Rand.

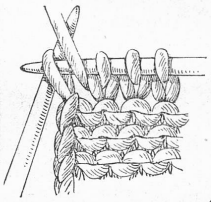


Fig. 7. Wie die letzte Masche abgehoben wird.

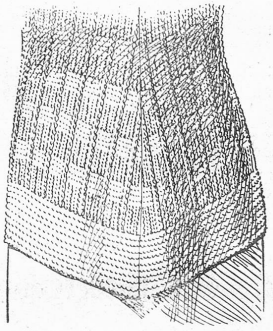


Fig. 5. Falsch gestrickte Kante

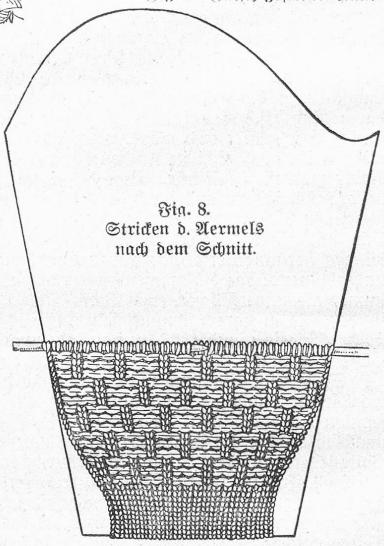


Fig. 8. Stricken d. Aermels nach dem Schnitt.